

Wenn mit dem Licht auch die Zeit erlischt

Schauspiel-Intendant Enrico Lübbe inszeniert, Opern-Intendant Ulf Schirmer dirigiert Wagners „Tristan und Isolde“

VON PETER KORFMACHER

Tristan ist schon vorgegangen. Er wartet auf der anderen Seite der Grenze, die der Lichtrahmen markiert. Tag und Nacht trennt er, Drinnen und Draußen, Leben und Tod, Reales und Imaginiertes. Dort steht er nun, wie Isolde ihn besingt: „Mild und leise, wie er lächelt, wie das Auge hold er öffnet, seht ihr's Freunde? Sägt ihr's nicht?“ Immer weiter steigert Meagan Miller sich in den zärtlichen Liebestod hinein. Zu den Worten „Hell erschallend, mich umwallend“ tut auch sie den letzten Schritt – ein Kuss, im Graben stabilisiert sich H-Dur in lichter Schönheit, die Premiere von Wagners „Handlung in drei Aufzügen“ ist Geschichte.

Leipzigs Schauspielchef Enrico Lübbe hat, unterstützt vom Co-Regisseur Torsten Buß, ein schlichtes Ende für „Tristan und Isolde“ gefunden, frei von Pathos, Kitsch, weltanschaulicher Überfrachtung. Genau darum rührt dieses Happy End im Tod ans Herz. Weil es einen Haken schlägt um Wagners Verklärung eigener Ehebrecherei. Weil es sich nicht schert um Schopenhauer-Klitterung und den ersatzreligiösen Schwulst der Choral-Apotheose der Musik überlässt.

Die Welten und ihre Grenzen, sie sind den ganzen langen Abend über präsent: Vor dem Schiffsfriedhof, den Etienne Pluss auf die Bühne gestellt hat, unwirklich illuminiert von Olaf Freese und in Bewegung gebracht von fettFilm, gleißt fortwährend der weiße Neon-Rahmen. Wenn dahinter das Licht erlischt, blickt man ins finsterste Nichts. Dann, wenn mit dem Licht auch die Zeit abdankt, ist Lübbes Inszenierung am stärksten. Da stehen Meagan Miller und Daniel Kirch im Liebesduett aller Liebesduette an entgegengesetzten Enden der Bühne – und könnten doch inniger beieinander nicht sein. Da geistern im dritten Isoldens im halben Dutzend durch Tristans Träume, die längst die reale Welt ersetzt haben, der er abhanden gekommen ist. Da verschränkt sich die Szene mit der Musik, die mit jedem einzelnen Ton zu entschädigen vermag für die mystischen Zumutungen dieser Oper.

Lübbe liefert sich in Demut der Musik aus und umschifft so die gefährlichsten Klippen dieser „Handlung“. Er deutet nicht, erklärt und verklärt nicht. Er bläst „Tristan“ weder spirituell noch sonst wie auf. Er stellt Menschen auf die Bühne, deren Stammeln und Raunen aus den Fernen des Mythos zwar oft unverständlich bleibt, deren Lieben und Leiden aber trotzdem nicht kalt lassen.

Erstaunlicherweise sind die Probleme am anderen Ende des szenischen Kontinuums größer: Im ersten Akt, der vergleichsweise geschmeidig die Bedürfnisse des Theaters bedient, bleibt manche Szene öd und leer. Nicht, weil Lübbes Konzept nicht trüge, das folgt Wagner auch hier auf dem Fuße. Aber während Meagan Miller und Barbara Kozelj als Brangäne überzeugend schauspielern, präsentieren Daniel Kirch und Jukka Rasilainen hölzerne Posen. Allerdings ist der Kurnewal erst am Aufführungstag für den erkrankten Mathias Hausmann eingesprungen. Unter diesen Umständen muss man das erst mal so abliefern.

Das gilt auch für den Gesang Daniel Kirchs. Der macht vom ersten Ton an keinen Hehl daraus, dass diese Partie eine Zumu-



Tristan (Daniel Kirch) ist schon vorgegangen, Isolde (Meagan Miller) muss den letzten Schritt noch tun, Im Hintergrund: Barbara Kozelj als Brangäne und der sensationelle Sebastian Pilgrim als König Marke.

Fotos (2): Leipzig report



Wagners Orchester drängt auf die Bühne: Gundel Jannemann-Fischer am Anglichhorn und Daniel Kirch als Siegfried.

lung ist, kämpft oben mit der Intonation, klingt bisweilen nasal verärbt, bellt hier und da Spitzentöne heraus. Aber sein Timbre ist weich, sein (zu selten zu hörendes) Piano sinnlich, und zum Ende hin wird er besser. Meagan Miller entgleiten nur die allerersten Töne. Fast scheint es, als müsse sie Maß nehmen für die gewaltigen Dimensionen der Bühne und der Partie. Dann rastet ihre Isolde ein, findet Töne der Rache wie der Liebe, der Zärtlichkeit wie des Zynismus, bleibt beispielhaft eng verzahnt mit der beredten Magie des Orchesters – und bringt dabei jede Silbe klar verständlich über die Rampe. Schon für diese Isolde lohnt sich der Besuch der Oper Leipzig. Für Kozeljs so kraftvoll wie

klug ausgestaltete Brangäne auch. Und für Sebastian Pilgrim, dessen König Marke ein Naturereignis ist. Rabenschwarz ist dieser Bass, von enormen Ausmaßen, dabei geschmeidig und sensibel, würdevoll und verletzlich, leidend und lebendig. Rasilainens verlässlicher Kurnewal klingt mittlerweile etwas grob, aber im dritten Aufzug zeichnet er dennoch eine bewegende Skizze ergabener Freundschaft. Matthias Stier ist ein souveräner Melot, Martin Petzold ein Luxus-Hirt, und die von Thomas Eitler-de Lint präparierten Chor-Herren lassen ebenfalls nichts anbrennen.

Wagners „Tristan“-Orchester weiß alles – und behält nichts für sich. Drum ist es nur

logisch, dass Lübbe es auch die Bühne erobern lässt. Wie schon der letzte Leipziger Schauspielintendant, der an der Oper inszenierte: Wolfgang Engel setzte einst das Solo-Cello dem bis ins Mark erschütterten König Philipp in Verdis „Don Carlos“ zur Seite. Lübbe lässt nun das die sensationelle Gundel Jannemann-Fischer mit dem Englischhorn des dritten Aufzuges über die Bühne mäandern, dabei jeden einzelnen Ton belebend, beseelend, diesem wehmütigen Gesang die Illusion des Archaischen lassend. Überhaupt ist das Orchester auf weiten Strecken der Hauptdarsteller dieser „Tristan“-Produktion. Vom ersten Ton der sich im mystischen Vorspiel rätselhaft aus der Dunkelheit der Stille erhebt bis zum letzten klaren H-Dur füllt das Gewandhausorchester unter der Leitung seines Opernchefs Ulf Schirmer mit Leben, was Wagner „die Kunst des Übergangs“ nannte und ihm das Wichtigste an dieser Oper war.

Sie ist Gipfel und Überwindung der Leitmotivtechnik zugleich. Während die im „Ring“ oft die Szene nur doppelt, treibt Wagner im „Tristan“ ein anderes Spiel mit den weit weniger charakteristischen Motiven. Hier werden sie nicht zitiert oder eingebaut in den sinfonischen Fluss, hier ist ihre fortwährende Metamorphose der Fluss selbst. Wie der Dialog der Sänger nur in den Pausen zwischen den Aufzügen verstummt, reißt auch der instrumentale Fortspinnungsfaden nie ab. Fortwährend vereinen, vereinzeln, verfremden, verhaken und versammeln sich da die Motive zu

einem sinfonischen Strom, der von der Liebe mehr weiß als alle anderen Beteiligten in dieser Oper.

Schirmer hält ihn im Fluss. Er gönnt ihm alle Ruhe, die er braucht, ist bei Bedarf auch bereit, die Zeit anzuhalten. Aber die Bewegung der Musik bleibt stets ihrer inneren Logik verpflichtet – was sich in einer Nettodauer von unter dreidreiviertel Stunden äußert und den Sängern auf der akustisch wenig hilfreichen Bühne die Arbeit nicht unerheblich erleichtert. Dynamisch tut er es nicht. Was nicht bedeutet, dass das Orchester zu laut wäre. Denn der dirigierende Intendant lässt nicht dicker auftragen, als die Farben, die Wagner immer neu mischte wie kein anderer zuvor, es brauchen, um zu leuchten. Wie da Transparenz und Kraft, Üppigkeit und Disziplin, Aura und Präzision aufgehen in diesem charakteristischen erdigen Gewandhausklang, das macht es zu einem Privileg, Wagner in seiner Geburtsstadt hören zu dürfen. Dafür greifen Schirmer und das Gewandhausorchester neben Meagan Miller den stärksten Jubel ab. Auch der Rest vom Fest wird ausführlich bedacht. Bei Lübbe und dem Inszenierungsteam mischen sich einige Buhs in den Beifall – gekonnt mit engagierten Bravi.

📅 Vorstellungen: 12. Oktober, 10. November, 14. März, 1. Juni; Karten (23 bis 91 Euro) gibt es unter anderem in der Ticketgalerie Leipzig (LVZ-Foyer, Peterssteinweg 19; Barthels Hof, Hainstraße 1), unter der gebührenfreien Telefonnummer 0800 2181050, unter 0341 1261261 sowie an der Opernkasse.